

Nr. 51. Bromberg, den 2. März 1929.



(15. Fortsetzung.)

Da wandte sich Sohr um, ging zum Tisch zurück, setzte sich.

„Wenn Sie nicht können", sagte er ruhig, „muß ich Ihnen helfen. Ohne den Grund Ihrer Ablehnung zu wissen, kommen Sie nicht aus diesem Zimmer. Nehmen Sie Platz!"

Zögernd setzte sich Wetter. Und Sohr fuhr fort:

„Sie sind irregeleitet, man hat Sie aufgehetzt, hat Ihnen — niedliche Geschichten erzählt. — Ist dem so?"

Wetter nickte.

„Wer hat das getan?"

„Das ganze Dorf spricht davon."

„Wovon?"

„Von Ihnen und meiner Frau und von Claus und meiner Frau."

„Was spricht das ganze Dorf?"

„Daß Sie jede Woche bei ihr sind und Claus jeden Tag. Bei meiner Frau, Herr Sohr! Bei meiner Frau!"

„Na und?"

Wetter starrte den Frager an. Fassungslos! Dumm! Ihm war leer im Kopf. Blöd! Als ob ihm das Gehirn herausgefallen sei.

„Und?" drängte Sohr. „Und?"

„Dafür ist doch das Geld."

Sohr fühlte, wie urplötzlich mit einem Ruck alle Spannung in ihm zerriß. Er war befreit von einem wahnwitzigen Druck.

„Pfui Deiwel!" sagte er und brannte sich eine Zigarette an. Er pustete den Dampf aus der Lunge, wie die Lokomotive aus der Esse.

„Sprich du weiter mit ihm, Carla", wendete er sich an diese, „mir ist die Sache zu albern", und ging hinaus.

In Angst und Schrecken fragte Wetter, der ihn gehen sah:

„Es ist wohl nicht wahr?"

Da setzte sich ihm Carla gegenüber. In ihrer ruhigen Art gab sie Bescheid.

„Es ist wahr, Herr Wetter, daß Claus und mein Mann bei Ihrer Gattin verkehren", sagte sie. „Ich weiß darum. — Nicht wahr aber ist das, was Sie anzunehmen scheinen. Glauben Sie denn, daß mein Mann mich, sich selbst, Sie und Ihre Gattin betrügen könnte? — Welcher Mann spricht seiner eigenen Frau gegenüber von Besuchen, die er Damen macht, wenn diese Besuche nicht ganz sauber, nicht ganz harmlos sind? — Mein Mann hat mich viel zu lieb, um anderen Frauen anders als freundlich zu begegnen."

Erich Wetter hockte hilflos auf seinem Stuhl. Er war ganz klein geworden. Hier sah er gegenseitiges Vertrauen, gegenseitige Liebe und gegenseitige Achtung. Das war ihm noch nie begegnet.

Er wollte etwas sagen, würgte es hinunter, schluckte.

„Sprechen Sie offen, Herr Wetter", ermutigte ihn Carla. „Ich kann Sie über alles aufklären, was meinen Mann betrifft. Wir haben keine Geheimnisse voreinander." — Das sagte sie wie eine Mutter. Und noch freundlicher setzte sie hinzu: „Vielleicht kann ich Ihnen auch helfen."

Da faßte er sich ein Herz. Stockend brachte er seine Vermutung heraus:

„Herr Sohr wollte doch meine Frau bewegen, wieder zu mir zu kommen, sagte mein Bruder. Und nun sie nicht kommt, dachte ich — —." Er schwieg und Carla ergänzte:

„— — er habe sie Ihnen weggenommen."

„Ja, das dachte ich", gab er zu.

„Und dachte das auch Ihr Bruder?"

„Nein! Der ist der Ansicht, es sei dem Herrn nicht gelungen. Grete habe nicht gewollt."

„Ihr Bruder denkt richtig."

„Und warum will sie denn nicht?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Wetter. Grete war immer eine stolze Frau ,die nie gern über ihre Gefühle sprach. Vielleicht fahre ich selbst in diesen Tagen zu ihr. Claus übernimmt morgen Großsteinau. Da muß ihm eine verläßliche Person zur Seite stehen. Ich dachte an Ihre Frau."

Wetter horchte auf. Jetzt saß er gerade und aufrecht der Herrin gegenüber. Das wilde Gesicht war weich geworden. Vor Erregung drückte er sich die Hände. „Sprich doch weiter", dachte er, als Carla nachdenklich verhielt. Sein Blick hing an ihren Lippen ,als ob von dort das Glück komme.

Und Carla sprach weiter:

„Nun möchte ich als Frau Ihnen einen gutgemeinten Rat geben, Herr Wetter, wenn Sie ihn annehmen wollen."

„Bitte, gern, Frau Sohr! Ich bin Ihnen dankbar dafür. Ich hab' die Grete lieb und weiß nicht, wie ich ihr begegnen soll. Sie ist so anders als die anderen."

Carla lächelte. Der da bekannte, war gewiß kein schlechter Mensch, wohl nur ein schwacher.

„Das glaube ich Ihnen gern", sagte sie. „Bestimmt dürfen Sie eines nicht, Herr Wetter: Sich gehen lassen! Die Achtung, die dem Manne gezollt wird, ist der Stolz der Frau. Dann dürfen Sie auch nicht begehren, müssen sich bescheiden, müssen selbst stolz sein. Ein Mann ist für eine Frau nicht immer ein Mann. Das geht den wenigsten Männern ein. Ein Mann wird für die Frau nur dann zum Manne, wenn er ihr überlegen ist. Kommen Sie Ihrer Frau höflich, sehr höflich, aber kühl entgegen, dann wird das eintreten, was der Anfang aller Herzensregung ist: Sie wird aufblicken!"

Wetter nickte still vor sich hin. Das dünkte ihn schwer, was ihm die Frau riet.

„Und dann noch eines, Herr Wetter", mahnte Carla. „Haben Sie Geduld. Das ist wohl das Schwerste, es ist aber auch das Wichtigste. Geduld und Zeit!"

Wetter schien zu überlegen. Nach kurzem Nachdenken fragte er:

„Wo wird denn Grete wohnen, wenn sie hierher kommt?"

„Vorerst auf Steinau, Herr Wetter."

„Wie soll ich ihr dann meinen guten Willen beweisen. Ich werde sie ja nicht sehen können."

„Würden Sie denn auf Steinau Dienst tun?" fragte Carla.

„Das würde ich, Frau Sohr. Das würde ich sehr gern. Wenn Sie ein gutes Wort für mich beim Herrn einlegen wollten!"

„Ich will es versuchen", sagte sie, schob die Geldscheine zusammen und reichte sie ihm hin. „Da, nehmen Sie Ihr Geld an sich. Sie werden bald von mir Bescheid erhalten. Nun gehen Sie mit Gott, Herr Wetter und denken Sie nach über das, was ich Ihnen sagte. Es hat sich noch jedes ehrliche Wollen durchgesetzt!"

•

Im Gasthof zum goldenen Löwen zu Großsteinau randalierten die Kleinbauern. „Die Großen“ saßen still am Stammtisch und amüsierten sich.

Eben war die Versteigerung des Wetterschen Besitzes abgesagt worden. Die Kleinen hatten erwartet, das Land planweise ausgeboten zu sehen und hatten sich Hoffnung gemacht auf Zuwachs. Nur ein, zwei Morgen! Mehr wollten sie nicht. Zu mehr langte es auch nicht.

Sie fluchten durcheinander schon stundenlang. Immer wieder flammte die Erregung auf. In tausend Variationen hatten sie schon dasselbe gesagt, in tausend Variationen sagten sie es immer wieder. Sie konnten sich nicht beruhigen. Ihre Stimmen gröhlten sich heiser.

Hinter dem Büfett schmunzelte der Wirt.

Der Radau verstummte nur einen Moment, als Claus Kaden das Zimmer betrat zum Abendschoppen.

Er hatte sich noch nicht gesetzt, da brach es von neuem los. Lauter, deutlicher, gröber!

„Du hast einen feinen Vater“, schrie Rasch ihm zu. „Gottverdimmich!“ Und andere schrien dazwischen:

„Einen Raffer! Einen Geizhals! Ganz Steinau muß man ihm in den Rachen schmeißen, daß er erstickt daran!“

Claus sah über die Menge hin.

„Was wollt ihr denn? Schafsköppe! Er will ja den Dreck nicht für sich. Er verschenkt ihn!“

Totenstille!

Das mußte erst eingehen in die Hirne! Erfaßt, begriffen werden! Im Bewußtsein Gestalt annehmen!

Fünf — zehn — fünfzehn Sekunden Schweigen!

Dann fielen Stühle. Stimmen gellten auf! Der Sturm raste los. Es war ein wüstes Durcheinander.

*

Sohr saß behaglich in seiner Sofaecke. Neben ihm saß Carla. Sie plauderten.

Da wurden draußen Stimmen laut.

Carla blickte durchs Fenster.

„Sechs Herren“, sagte sie. „Ich sehe den vom Hoek und den vom Platztor darunter. Was mögen die wollen?“

„Unds ein Ständchen bringen“, sagte Sohr lachend. „Hör dir's sitzend an, Carla. Wenn sie in Rudeln kommen, ist es nicht auszuhalten.“

Das Mädchen meldete und Sohr ließ bitten.

„Uns ein Ständchen bringen“, sagte Sohr lachend. sagten „Guten Abend“ und einer dankte. Carla sagte nichts.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren, wenn Sie soviel Stühle finden“, nötigte Sohr. „Wir sind auf Besuch nicht eingerichtet.“

„Wir kommen auch nicht als Besuch“, sagte der vom Platztor. „Wir kommen als Deputation und hätten gern um einige Auskünfte gebeten.“

„Können Sie haben“, nickte Sohr. „Schießen sie los.“ — In seinen Augen blitzte es lustig auf und Carla lächelte.

„Wir erfuhren soeben von Ihrem Herrn Sohn —.“ Früher nannten sie ihn beim Vornamen.

„Donnerwetter — Herrn Sohn!“

„Also von Claus — — —“

„Pardon! Wo erfuhren Sie von ihm?“

„Im Löwen!“

„Also ist er schon mittenmang.“

„Er schließt sich wenigstens nicht aus.“

„Danke! Ich bin im Bilde. Bitte weiter!“

„Also wir erfuhren von Claus, daß Sie das Wettersche Land verschenken wollen. Ist dem so?“

Sohr nickte.

„Dürfen wir wissen an wen?“

„Nein!“

„Claus sagte, an Ihre Arbeiter!“

„Wenn er es sagte, wird es wohl rich[illegible]

„Ist es denn richtig?“

„Ja!“

„Wir bitten das nicht zu tun.“

„Warum?“

„Wenn es Unzufriedenheit schafft. Weil auch unsere Leute Land fordern werden. Sie zahlen schon höhere Löhne wie wir.“

„Muß ich! Dafür bewillige ich keine Deputate.“

„Die drücken uns nicht.“

„Weil Sie falsch rechnen.“

„Wieso?“

„Insofern, als die Deputate keine festen, sondern variable Werte sind. Werden die Deputate seitens Ihrer Arbeiter bei hoher Preisstellung gefordert, bezahlen Sie zuviel. Werden die Deputate Ihren Arbeitern bei niedriger Preisstellung gegeben, bezahlen Sie zu wenig. Im ersteren Falle sind Sie übervorteilt, im letzteren Ihre Arbeiter. Die Teillohnzahlung durch Viktualien, also durch Getreide, Kartoffeln, Milch, Eier, Butter und so weiter, ist falsch, ganz abgesehen davon, daß sie aus den obengenannten Gründen unmoralisch ist. Die Tarifausschüsse haben diese mittelalterliche Einrichtung allen Warnungen zum Trotz getroffen. Wenn Sie persönlich davon nicht bedrückt werden, haben Sie eben über das Unpraktische dieser Einrichtung noch nicht nachgedacht. Die rechnenden Arbeitgeber lehnen sich anderenorts bereits dagegen auf. Die rechnenden Arbeitnehmer auch! Diese Deputatbewilligung wird fallen. In zehn, zwanzig, fünfzig Jahren wird das an seine Stelle treten, was ich heute schon zu tun willens bin.“

„Mit Händen und Füßen werden wir uns sträuben.“

„Wird Ihnen nichts helfen! Der Tag wird kommen, an dem jeder Bauer seine ständig beschäftigten Leute seßhaft machen muß, wenn er das bleiben will, was er ist. Eine Macht! Wenn er seinen Besitz erhalten und die Sorgen des Tages mit beginnender Nacht los sein will. Ich werde tun, was ich muß!“

Die Unterredung war aus. Grußlos, mit roten Köpfen, verließen die sechs das Zimmer.

*

Heim ging keiner von denen, die bei Sohr gewesen waren. Vier liefen in die Kneipe und erstatteten Bericht. Das waren die kleineren Landwirte. Die großen aber, der vom Hoek und der vom Platztor, trommelten einige noch größere heraus und gingen zum Schulzen.

Dort wurde Palaver gehalten. Stundenlang!

Endlich kam man zu folgendem Resultat: Berichte an die Fachpresse und Verbandsleitungen. Eingaben an die Kreisdirektion zur Weitergabe an das Ministerium. Und (!) — das war die Hauptsache: Kaltstellung des „Revoluzzers“! So nannten sie Sohr von Stund an.

Führer konnte er nicht mehr sein

Die Angelegenheit lief!

*

Soviel Zeitschriften und Zeitungen hatte Sohr noch nicht auf einem Haufen gesehen, als ihm in den nächsten Wochen auf seinen Tisch wehten

Es war beängstigend.

Jeder war die bekannte Hand mit dem ausgestreckten Finger und dem Zusatz in roter Farbe aufgestempelt: „Achtung! Enthält eine Sie interessierende Notiz!“

Das stimmte in den ersten Tagen des Kampfes vollkommen, während der späteren nicht mehr. Die Zeitschriften und Zeitungen enthielten wohl immer noch die ihn betreffende Notiz, sie interessierte ihn aber nicht mehr. Er wußte aus Erfahrung, wie man einen Gegner erledigte und wußte auch, daß die Schriftleitungen im guten Glauben handelten. Sie mußten sich auf ihre Gewährsleute verlassen und die Gewährsleute waren befangen. Ganz natürlich! Sie waren ja Landwirte.

Und neben den Zeitschriften und Zeitungen schneiten ihm Briefe ins Haus stoßweise!

Sohr amüsierte sich köstlich über die Schreier und hatte täglich volle Papierkörbe. Den sachlichen Schreibern antwortete er. Er hielt sich diesen gegenüber verpflichtet, sein Vorhaben zu rechtfertigen. Aber auch bei denen fand er mehr Ablehnung als Zustimmung.

„Fühlst du dich nicht bedrückt durch diese Anwürfe, Sohr?“ fragte ihn Carla eines Morgens beim Frühkaffee, als er einen besonders ungehaltenen Brief vorgelesen hatte.

„Nicht im geringsten!“ sagte Sohr und griff nach einem anderen. „Diese Briefe beweisen nur eines, nämlich, daß in jeder Provinz Deutschlands die Verhältnisse anders liegen und daß man nicht urteilen soll, ohne diese Verhältnisse zu kennen. — Ich muß mir diese Urteile gefallen lassen. Nach meinem besten Wissen und Gewissen werde ich handeln. Es wird mich niemand beeinflussen können.“

Er legte auch diesen Brief beiseite und nahm einen dritten.

„Hoi!“ rief er. „Frei durch Ablösung! Vom hohen Ministerium. — Regt sich das auch?“

Der Brief war kurz. Zwei Zeilen nur:

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie sich an einem der nächsten Tage zu einer Unterredung bei mir einfinden würden. Graf von Reuth.“

„Also der Herr Minister selbst. Das Vergnügen kann er haben. Wir könnten morgen zusammen fahren, Carla. Während ich verhandle, könntest du zu Grete Wetter gehen. Dort ist immer noch der letzte Versuch zu machen.“

Carla bejahte und räumte den Tisch ab. Sie war sehr still.

Es schien doch kein ganz leichter Weg, den ihr da Sohr vorgeschlagen hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte von dem Stein.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Wie er nach Indien gekommen war, der Tobias Schwertfeger aus Eutin in Holstein, darüber mögen sich manche in seiner Heimat, die er verließ, viele in dem Lande, das er aufsuchte, vergeblich die Köpfe zerbrochen haben. Die Wahrheit ist, daß seit seiner frühen Kindheit in seinem Hirn irgend eine törichte, deutsche Sehnsucht lebte.

Er hatte das Ziel seiner Träume erreicht, aber es entsprach nicht seinen Erwartungen. Er hatte Märchen und Wunder gesucht, und was er fand, war Alltag, Schmutz und Trivialität einer zwar orientalischen, aber nüchternen Stadt.

Vielleicht wäre er umgekehrt, um eine Sehnsucht ärmer und um eine Enttäuschung reicher, wenn — ja, wenn er die Kraft gehabt hätte, noch einmal den mühseligen und entbehrungsreichen, langen Weg in entgegengesetzter Richtung zurückzulegen. Aber seiner Seele waren die Schwungfedern geknickt. So floh er nach Norden, in die Berge, und war noch froh, daß ihm ein freundliches Geschick die Möglichkeit gab, als Angestellter einer großen englischen Faktorei ein zwar bescheidenes, immerhin aber auskömmliches und sorgenfreies Dasein zu führen.

Im dritten Jahre seines Lebens in Indien starb Anna, seine Frau, und Tobias Schwertfeger häufte nun den ganzen Schatz seiner Liebe auf seine Tochter, die unter dem strahlenden südlichen Himmel zart und schön emporwuchs wie eine wunderliche und seltsame Blüte. Ihr schenkte er jede freie Stunde, die sein Beruf ihm ließ, und selten nur empfing er den Besuch anderer Europäer aus der Nachbarschaft, die ihm durch das gemeinsame Schicksal eines Lebens auf vorgeschobenem Posten nahe standen.

Zu ihnen gehörte ein junger Engländer Flottwell, der ihn Freund nannte und manchen kühlen Abend auf der Veranda des kleinen Bungalows mit ihm verplauderte. Ihm auch offenbarte Tobias in der weichen, vertrauensseligen Stimmung einer besonders schönen, stillen und gelösten Stunde, was ihn nach Indien getrieben hatte und wie grausam er enttäuscht worden sei.

Der Engländer, reif und klug über seine Jahre hinaus, hörte ihn ernsthaft und nachdenklich an. O ja, er verstand das alles sehr gut — und auch das andere: die Erkenntnis, daß ein grüner Koppelknick in Holstein schöner sein könne als die üppige Vegetation Indiens, daß der Duft nordischer Tannenwälder berauschender sei, als der von Lotosblüten und Orchideen und das Kreuz des Südens dem wenig bedeute, dessen Augen als Knabe den großen Bären gesucht hatten.

Nur als Tobias Schwertfeger ein paar Worte darüber fallen ließ, wie nüchtern und wie entgottet doch das Indien von heute sei, lächelte Flottwell sanft. „Sagen Sie das nicht", meinte er. „Sehen Sie, was wissen Sie, was wissen wir alle eigentlich von Indien? Doch so gut wie nichts. Wir tun unsere Arbeit, und was wir von dem indischen Leben erfahren, ist nicht viel mehr als die Oberfläche. Aber es gibt noch Märchen und Wunder. Sicher viel mehr als bei Ihnen in Deutschland oder bei uns in England. Nur: wir erfahren meist so wenig davon. Kennen Sie die Sage von den Dungapurs? Nein? Das sind Steine, merkwürdige Halbedelsteine, die aus dem Schatz eines vor vielen Jahren verstorbenen Maharadschas stammen sollen und die Fähigkeit haben, im Dunkeln eigenes Licht auszustrahlen. Wahrscheinlich enthalten sie radioaktive Stoffe. Aber der Inder weiß nichts davon. Er meint, diese Dungapurs seien mit geheimnisvollen Kräften ausgestattet und brächten demjenigen Glück, der einen solchen Stein auf unrechtmäßige Art erlangt habe, während sie, wenn man sie kaufe oder geschenkt erhalte, den Besitzer in Unglück stürzten. Das ist ein Märchen natürlich, aber typisch für Indien. Ich selbst, ich besitze einen solchen Stein — ich kaufte ihn, denn ich bin nicht abergläubisch. Und habe nichts von diesen Eigenschaften gemerkt."

Er entnahm seiner Brieftasche einen gelblichen Stein von Haselnußgröße, der an einem feinen, goldnen Kettchen hing und ein kaltes, weißes, deutlich wahrnehmbares Licht ausstrahlte. Tobias Schwertfeger griff mit bebenden Händen danach, betrachtete ihn aufmerksam und mit verhaltener Erregung.

„Sie erlauben mir, Ihnen das Ding zu schenken?" lächelte Flottwell. „Ich mache mir nichts daraus, und Sie — nun, wenn Sie mal wieder in Ihre Heimat kommen, können Sie Ihren Bekannten den Stein zeigen und ein paar Märchen über ihn erzählen — indische Märchen . . ."

Schwertfeger zögerte einen Augenblick; aber dann, da er das Lächeln Flottwells sah — vielleicht auch weil er glaubte, seinen Gast durch Ablehnung des kleinen Geschenkes zu beleidigen —, nahm er den Stein an sich und verwahrte ihn.

Am nächsten Morgen, gerade als der Deutsche in den Hof hinunter gehen wollte, glitt er auf einer Stufe vor der Veranda aus. Ein heftiger Schmerz durchzuckte seinen linken Fuß. „Verrenkt oder gar verstaucht", brummte er, mühsam einen wilden Fluch unterdrückend. Dann noch am Geländer lehnend, kam ihm eine Erinnerung. „Man muß wohl den Glauben haben", dachte er, und das Blut all der Spökenkiekers unter seinen Vorfahren wurde plötzlich in ihm lebendig. Mühselig schleppte er sich zurück ins Zimmer, legte den Stein, Flottwells Stein, auf seinen Tisch — nicht allzu offensichtlich, aber immerhin so, daß man ihn ohne Schwierigkeiten entdecken mußte. Er war fest überzeugt, daß einer aus der Dienerschaft ihn finden und an sich nehmen würde. Denn die Leute da oben nehmen es einem Europäer gegenüber nicht sehr genau mit der Ehrlichkeit.

Hinkend noch, immerhin innerlich etwas erleichtert schleppte er sich dann zum Stall. Der Pferdeknecht schlief neben der Krippe, die Gäule wieherten und stampften vor Hunger. Schwertfeger packte den Eingeborenen an der Schulter, schüttelte ihn heftig und erbittert. Der erwachte endlich. Ein schwerer, widerlicher Branntweingeruch schlug dem Deutschen entgegen. Da, wütend, zornig, vielleicht auch durch die schmerzhafte Verletzung von vorhin etwas aus der Ruhe gebracht, griff Schwertfeger nach der Peitsche — rot flammte die Spur des Schlages über die braune Stirn des Knechts. Den schrägen, haßdurchgluteten Blick des Hindus, der sich an seine Arbeit machte, sah Tobias nicht . . .

Spät am Abend kam Schwertfeger heim. Er hatte eine lange Aussprache mit dem Leiter der Faktorei gehabt, der seine Tätigkeit mit freundlich-anerkennenden Worten lobte, und der Deutsche begab sich heiter und in besserer Stimmung als seit langem zur Ruhe, etwas traurig nur, weil sein Mädchen schon schlafen gegangen war und er ihr nicht mehr gute Nacht wünschen konnte.

Ein Blick auf den Tisch hatte ihn überzeugt, daß der geheimnisvolle Stein verschwunden war. Er mußte lächeln, als er bedachte, wie sehr ihn dieser offenkundige Diebstahl befriedigte. Und als er bald darauf, ermüdet von dem anstrengenden Tag, in tiefen Schlaf sank, träumte er von den märchenhaften Schätzen irgendeines Maharadschas aus dem Herzen Indiens.

Er erwachte von einem schrillen, unterdrückten Schrei, von dem Geräusch eines taumelnden, hinstürzenden Körpers. Mit einem Sprung fuhr er empor, im nächsten Augenblick stand er im Nebenzimmer. Sein Kind lag fest und friedlich schlafend auf seinem Lager, aber in einer Ecke, zusammengekauert, hockte ein Hindu, der mit angstvoll verzerrtem Gesicht entsetzt nach dem Bett des Mädchens stierte. Von dort sickerte ein feiner, weißer Strahl durch die Dunkelheit wie das kalte Glühen eines Raubtierauges in der Nacht.

„Da — da", stammelte der Eingeborene, mit verkrampften Händen auf das Bett des Kindes deutend, und ließ es widerstandslos geschehen, daß der Deutsche ihn packte und wie ein totes Bündel in sein Zimmer trug.

Licht flammte auf, und Schwertfeger erkannte den Diener, den er am Morgen gezüchtigt hatte. Der Hindu war noch grau vom ausgestandenen Schrecken, warf sich zu Boden und umklammerte die Knie seines Herrn.

„Sahib", stammelte er, „Sahib hat mich geschlagen. Ich wollte mich rächen — das Liebste töten, was Sahib hat — sein Kind, Mensahib, die weiße Frau. Aber das Auge aus dem Dunkel glühte mich an, ich mußte den Dolch fallen lassen — so furchtbare Angst . . ."

Der Deutsche sah den Knienden lange und drohend an. Der zitterte wie Espenlaub. Endlich gab Schwertfeger sich einen Ruck. „Du wolltest dieses Mädchen töten, das dir nichts getan hat?" fragte er. „Ich könnte dich erwürgen, könnte dich hinrichten lassen, du hast's reichlich verdient. Aber geh nur — geh! Wir haben keine Angst vor dir und deinesgleichen. Denn wir — wir haben ein Auge, das noch im Dunkel wacht und sieht . . ."

Bewundernswerte Taten kluger Hunde.

Von **Dr. H. L. Bergschmidt.**

Der jüngst verstorbene englische Literat Sir Edward G. erzählte in seinen letzten Lebensjahren gern folgende wahre Geschichte, die er mit seinem Lieblingshunde, einem Dobermanrüden Parry, erlebt hat. Parry war einer jener Hunde, die auf den Ausstellungen recht umstritten sind und an deren Vorzüge eigentlich immer nur ein kleiner Teil der Besucher glaubt. Sie bekommen niemals den ersten Preis, sind aber ohne weiteres als die wertvollsten Tiere anzusprechen, weil sie klug und charaktervoll sind. Vielleicht beeinflußt das letztere den körperlichen Adel in gewissem Sinne, so daß der laienhafte Beschauer keinen vorurteilsfreien Eindruck von solchem Tier bekommt. Nun hatte Sir Edward eine Lanze in der Presse für Parry gebrochen und ihn schließlich selbst erworben.

Sir Edward verlobte sich bald darauf mit einer entfernten Verwandten, die bisher seinen Haushalt geführt hatte und die eigentlich mit dem Hunde nur freundlich war, wenn Sir Edward in der Nähe weilte. Dieser wunderte sich über das seltsame Benehmen des Tieres, schob aber alles auf die Überzüchtung der Rasse und ihres Charakters. Er trat, nachdem die Hochzeit für den August angesetzt worden war, im Mai eine längere Reise nach Frankreich an, von der er erst im Juli zurückkam. Parry mußte daheim bleiben. Die Verlobte schrieb lobenswerte Berichte über Parrys Wohlergehen und daneben ihre Versicherungen, wie sehr sie Sir Edward erwarte, damit die Trauung vor sich gehen könne.

Sir Edward traf drei Tage früher in London ein, als er ursprünglich angegeben hatte. Er fand seine Verlobte nicht daheim, wurde aber von Parry mit stürmischen Liebeskundgebungen begrüßt. Er setzte sich in die Diele, um auf seine Braut zu warten, die, wie das Mädchen sagte, vor einer Stunde weggegangen sei und wohl bald zurückkehren müsse. Sir Edward versuchte zu lesen, aber eine innere Unruhe hinderte ihn am Verständnis des Gelesenen. Merkwürdigerweise setzte sich Parry an die Tür und winselte. Zureden halfen bald nichts mehr, Parry winselte und blickte mit flehenden Augen auf seinen Herrn. Dieser verstand schließlich, daß der Hund an die Luft wollte.

Aber Parry gab offen zu verstehen, daß er die Gesellschaft seines Herrn wünschte, ja, er wurde so energisch, daß es einem Verlangen nach Begleitung gleich kam. Sir Edward nahm seinen Hut und folgte dem Hund. Der eilte freudig und aufgeregt die Straße hinauf, dann in eine Nebenstraße zur linken Hand, blickte eifrig um sich, ob Sir Edward auch folge und beeilte sich, über die Themsebrücke auf das jenseitige Ufer zu kommen, wo er in einer Hafenstraße vor einem kleinen Hause stehen blieb. Sir Edward war verwundert, daß Parry das Haus, zu dem er ihn zweifellos geführt hatte, nicht verbellte. Aber der Hund stand regungslos und forderte nur mit den Augen seinen Herrn auf, näher zu kommen. Dieser vergewisserte sich, daß er sich vor der Nummer elf der Straße befand, gleich darauf wurde er von seinem Hunde hinter einen Torbogen geführt. Alles geschah gleichsam zwangsweise; es war ganz klar, daß aus irgend einem wichtigen Grunde hier der Hund den Herrn in seinen Willen zwang.

Man stand noch nicht lange im Torbogen, als die Tür in Nummer elf geöffnet wurde. Auf der Schwelle erschienen zwei Gestalten, ein Mann und eine Frau. Sir Edward hätte beinahe einen Schrei ausgestoßen: diese Frau war seine Verlobte. Aus dem zärtlichen Abschied ersah er deutlich, daß hier langwährende Bande vorhanden waren. Seine Braut eilte dann die Straße hinab, der Mann verschloß das Haus. Im selben Augenblick stürzte Parry davon, in rasendem Lauf aber ins Dunkle gebückt, keuchte er davon. Sir Edward folgte, noch ganz benommen von dem Ereignis.

Er war eine Stunde später daheim. Neben seiner Braut, die ihn stürmisch begrüßen wollte, lag lang hingestreckt Parry. Er blinzelte nur ein wenig hinterlistig, was sonst gar nicht seine Gewohnheit war. Sir Edward sagte nur die Worte: „Ich komme soeben aus der Riverstreet elf!" — Die Verlobte rang nach Luft. — „Parry hat mich dahin geführt."

Der Hund hatte das Haus besser bewacht, als es zehn Dienstboten möglich gewesen wäre. Unnachgewiesen ist nur, ob die Frau den Hund das erstemal auf ihrem verbotenen Gang mitgenommen hatte oder ob tatsächlich dieses Tier sich bewußt rächen wollte. — —

Die Sicherheitspolizei in Chicago besitzt einen Schäferhund, Jonny benannt, der wohl den Rekord an Nützlichkeit und Verdienst bei der Aufdeckung von Missetaten und in der Hilfe bei Überfällen geleistet hat. Jonny ist jetzt sieben Jahre alt und steht drei Jahre im Dienst der Chicagoer Polizei, nachdem er vorher in Newyork einen fast einjährigen Kursus durchmachen mußte. Er half bei der Festnahme des berüchtigten Bankeinbrechers und Banditenführers Lessin, er erkannte und arretierte durch Festbeißen im Vorjahre den Raubmörder Higgins, der wegen 27 verschiedener Untaten gesucht wurde, er brachte die Polizei auf die Spur der Brandstifter Faither, Carring und Brooth, er entdeckte das Versteck des gewaltigen Spritschmuggelkönigs Mombers, und er führte die Beamten nach fast vierundzwanzigstündiger, ununterbrochener Suche auf die Spur der Opiumhändler Kwangli, Pootry und Malencourt, eines Chinesen, eines Franzosen und eines Engländers, die vor wenigen Wochen verhaftet wurden. Nebenbei rettete Jonny sieben Personen, darunter zwei Kinder, vor dem Tode des Ertrinkens, und zerbiß in wahrstem Sinne des Wortes einem Selbstmörder, der sich ungeschickt an einem niedrigen Baum im Stadtpark aufgehängt hatte, die tödliche Schnur, indem er wohl vierzigmal hoch sprang und sich mit den Zähnen an die Schnur klammerte, die schließlich seinem Gebiß nachgab. Als die Sicherheitsbeamten auf sein Gebell kamen, wachte Jonny neben dem Selbstmörder, der vor lauter Angst entsetzlich mit den Zähnen klapperte. Diese Todesangst war schlimmer als die Angst vor dem freiwilligen Ende, und heute ist dieser Todeskandidat wohlbestallter Gemeindebeamter in der Nähe von Chicago. —

In den letzten Monaten begab sich aber folgende Geschichte, die uns erst erkennen läßt, mit welcher Klugheit und Gerissenheit Jonny zu Werke geht, wenn er sich auf einer Spur befindet. Bei einem Straßenüberfall konnten Polizeibeamte der Nachtstreife nur den einen Angreifer erwischen, während die anderen flohen. Es war klar, daß der eine seine Kameraden nicht verraten würde, weshalb man nicht viel mit ihm anzufangen wußte. Da kam der Inspektor M. auf einen guten Gedanken. Man setzte Jonny auf die Fährte des Verhafteten, den man zum Schein wieder in Freiheit gelangen ließ. Man ging von der Erwägung aus, daß der Verbrecher in der Nacht wohl kaum bemerkt haben könnte, daß bei seiner Verhaftung derselbe Hund anwesend war, der sich jetzt getreulich an seine Fersen heftete. Jonny vollbrachte ein Schauspielerkunststück, das einzig dasteht. Es gelang ihm sogar, sich mit dem in Freiheit Gesetzten anzufreunden und Kriminalbeamte beobachteten, wie bald nach der Loslassung des Verhafteten die beiden in guter Übereinstimmung abzogen.

Die Spekulation des Inspektors M. sollte sich als richtig erweisen. Der Hund blieb zwei Tage in der Nähe seines neuen Herrn. Dieser wollte nicht sofort zu seinen Kumpanen zurückkehren, weil er fürchtete, daß die Polizei ihm folgen würde. Damit hatte er recht aber er wußte nicht, daß er die Polizei in eigenartiger Form schon längst auf dem Halse hatte. Am dritten Tag schlich er in die Höhle des Löwen, eine Bar in der westlichen Vorstadt, wo er auf seine Kumpane traf. Von dieser Minute an wurde die Anhänglichkeit des Hundes merklich kühler. Und bei der ersten Gelegenheit entwischte dieser unbemerkt durch eine halb offene Tür. Wie groß war das Erstaunen „Herrchens", als er seinen neuen Begleiter vermißte, noch größer aber das Entsetzen, als schon eine Stunde später die Polizisten mit diesem Hund in das Lokal drangen und „Herrchen" samt seiner Kumpanei festnahmen. Das Wiedersehen soll nicht sehr freudig gewesen sein.

Lustige Rundschau 

* **Schlecht ausgedrückt.** „Das soll ein Kalbskotelett sein, Ober? So 'n Kotelett ist eine Beleidigung für jedes Kalb!" — „Entschuldigen Sie, Herr, ich habe Sie nicht beleidigen wollen."

*

* **Aus der Schule.** In der Rechenstunde sieht Karlchen zum Fenster hinaus auf das gegenüberliegende Haus. Der Lehrer sieht das, ruft ihn und spricht: „Karlchen, was kommt heraus?" — Karlchen erschreckt: „Die Frau Lehmann".



Rätsel-Ecke



Auflösung der Rätsel aus Nr. 47.

Rösselsprung:

Aus dem kleinsten Kammerfenster
Kannst du in den Himmel seh'n.
In dem engsten Vaterlande
Lernt der Mensch die Welt versteh'n.
Lerne groß sein erst im Kleinen,
Aber dann im Großen klein,
Und im Großen wie im Kleinen
Wird dein Maß das rechte sein.

Rückert

*

Reimergänzungs-Rätsel:

Ihr redet aus dem Vollen
Und wißt euch keinen Rat;
Titanenhaftes Wollen,
Doch kümmerliche Tat.
Die Rüstung ist von Eisen,
Drin schwankt ein schwaches Rohr;
Stolz laßt ihr Berge kreisen:
Ein Mäuslein springt hervor!

Otto Promber.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.